

Alexander Grau

Werte

An Werten ist so ziemlich alles umstritten: Ob es sie überhaupt gibt, ob sie objektiv sind oder subjektiv, Gegenstände der Erkenntnis oder Ausdruck persönlicher Vorlieben, welche Rolle die Biologie spielt und welche die Kultur. Selbst über die Frage, ob Werte wertvoll sind oder ein Zeichen ethischer Verwahrlosung, herrscht Uneinigkeit.

Um die Werte steht es gar nicht gut. Schon um 2000 v. Chr. beklagte ein anonymes babylonischer Kulturkritiker, die Jugend würde immer rücksichtsloser, unsittlicher und höre nicht mehr auf die Eltern. Seit 4.000 Jahren: nichts als Werteverfall.

Ob der so häufig beklagte Werteverfall allerdings tatsächlich ein Werteverfall ist, darf bezweifelt werden. Deutlich wird das Problem an der Redeweise des Papstes, einem nachdrücklichen Kritiker des von ihm diagnostizierten zunehmenden Werterelativismus. Dieser Werterelativismus entpuppt sich bei genauerem Hinschauen gar nicht als ein Werterelativismus, sondern als Liberalismus, also als ein Wertesystem, das sogar aus einem ganzen Bouquet von Werten besteht – die allerdings nicht den Werten des Papstes entsprechen. Es ist somit nicht ganz auszuschließen, dass diejenigen, die mahnend den Werteverfall beschwören, im Grunde nicht den Wegfall von Werten beklagen, sondern lediglich, dass die herrschenden Werte nicht die ihren sind.

Normen, Werte und Regeln ersetzen beim Menschen die Instinkte

Normen, Werte und Regeln, so kann man vereinfacht sagen, ersetzen in der evolutionären Entwicklung die Instinkte. Instinkte sind das Ergebnis einer relativ rigiden Reiz-Reaktions-Bindung. Regeln, Normen und Werte ermöglichen hingegen Entscheidungen. Kodiert sind sie in dem, was wir „Kultur“ nennen. Wissenschaftlich ausgedrückt ist Kultur somit ein extrasomatischer Informationsspeicher. Seitens des Individuums erfordert das die Fähigkeit, die durch Lernen, Konditionierung oder Erfahrung erworbene Information aufzunehmen und in die eigenen Ressourcen zu integrieren. Evolutionsbiologen nennen so etwas „offene Programme“. Anders als geschlossene Programme geben diese keine Reaktionen vor, sondern ermöglichen das Erlernen von Regeln, nach denen das Individuum handeln kann. Das wichtigste Beispiel für eine solche offene Programmierung ist sicher die Sprache.

Offene Programme sind die Bedingung für Zivilisation und Fortschritt. Einerseits. Andererseits haben sie natürlich auch Nachteile. Die babylonische Sprachverwirrung ist dabei noch der

geringste. Als viel nachteiliger haben sich im Laufe der Geschichte die unterschiedlichen Vorstellungen von Sitte, Anstand und Moral erwiesen. Neben schlichter Habgier war sicher das Verlangen, seinem Nachbarn die eigene Moral möglichst nachhaltig nahe zu bringen, das überzeugendste Motiv, ihm den Schädel einzuschlagen.

Ein wichtiger Aspekt von Normen und Werten ist ihr Geltungsbereich

Dabei sind sich alle Kulturen und Epochen über die wichtigsten moralischen Normen sogar einig: Du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht lügen. Soweit ist alles klar. Uneinigkeit besteht hinsichtlich der Ausnahmen. Wen darf man töten, wen darf man bestehlen, und wen darf man belügen? Selbst wenn man die Ansicht teilt, dass man all dies Menschen nicht antun darf, hilft das nicht weiter. Aus Sicht eines Atheners der klassischen Zeit waren Sklaven keine Menschen – mit allen unangenehmen Folgen für die Sklaven.

Ein wichtiger Aspekt von Normen, Werten und Regeln ist somit ihr Geltungsbereich. Ein Kind, das die Regeln und Werte einer Gesellschaft erlernt, muss zugleich die Grenzen und Ausnahmen dieser Regeln kennen. Dabei lernt es nicht nur, auf welche Personen in welchen Situationen welche Regeln anzuwenden sind. Vor allem lernt es die Prinzipien, wenn man so will: die „Logik“ der Moral kennen – die jeweiligen Metaregeln: Diebstahl ist nicht erlaubt. Hilfe ist geboten. Was, wenn ich jemandem mit einem Diebstahl helfen kann? Nun, kommt darauf an, wobei: Bei dem Versuch, sich zu bereichern? – Das ist nicht erlaubt. Bei dem Versuch, einen anderen aus einer Gefahr zu befreien? – Das ist unter Umständen sogar geboten.

Die individuelle Moralentwicklung läuft – vereinfacht gesagt – von einer stark normenbezogenen und egozentrischen Perspektive zu einem eher reflexiven, regelgeleiteten Verhalten. Dieser Grundgedanke ist in der Geschichte der Entwicklungspsychologie mit zwei Namen verbunden: Jean Piaget und Lawrence Kohlberg. Piaget ging von zwei Entwicklungsstufen der kindlichen Moralentwicklung aus: einer Phase sogenannter heteronomer und einem Status autonomer Moral. Die erste Phase reicht bis in das Grundschulalter und zeichnet sich durch zwei Eigenschaften aus. Erstens interessieren nicht die Motive einer Tat, sondern ihr Ergebnis. Und

zweitens werden diese Ergebnisse anhand überlieferter, erlernter Normen bewertet. Beides hat mit der kognitiven Entwicklung der Kinder bis zu diesem Zeitpunkt zu tun: Sie haben noch keine „theory of mind“, die es ihnen erlaubt, zwischen der Intention einer Handlung und der Handlung selbst zu unterscheiden. Gerechterweise muss man sagen, dass man so ein Verhalten auch noch bei vielen Erwachsenen beobachten kann.

Werte sind das Ergebnis der Emanzipation des Kindes von Regeln und Normen

Piaget zufolge erreichen alle normalen Kinder früher oder später den Status autonomer Moral. Er setzt in der Präpubertät ein. Nach und nach begreift das Kind, dass moralische Normen soziale Verabredungen sind, es berücksichtigt bei der Bewertung einer Handlung die Motive und Absichten einer Person – und entsprechend entwickelt es ein Konzept von Gerechtigkeit.

Piagets Theorie ist ein schönes Beispiel dafür, wie schwierig es ist, wissenschaftlich über Normen, Werte und Moral zu sprechen. Allein die Einstufung autonomer gegenüber heteronomer Moral als höherstehend oder weiterentwickelt ist natürlich Ausdruck eines modernen, latent antiautoritären, zumindest aber individualistisch geprägten Wertebewusstseins. Schon der türkische Mitbürger nebenan kann das ganz anders sehen.

Mit diesem Einwand hat auch Kohlbergs Theorie zu kämpfen. Kohlberg behält den Grundgedanken Piagets bei, differenziert dessen zwei Stufen allerdings in insgesamt sechs aus. Da die Tendenz bei Kohlberg dieselbe ist – moralische Entwicklung zeichnet sich durch ein Mehr an Universalismus und allgemein gültigen Regeln aus –, sind die einzelnen Stufen hier nicht interessant. Wichtig ist mit Blick auf Werte jedoch, dass die Moralentwicklung des Kindes als zunehmende Werteorientierung interpretiert werden kann. Entscheidend sind nicht so sehr einzelne kontingente Normen, sondern die dahinter stehenden Prinzipien oder übergeordneten Einstellungen. Also Werte wie Gerechtigkeit, Freiheit, Solidarität oder Selbstverwirklichung.

Damit haben wir eine wichtige Unterscheidung: Aus entwicklungspsychologischen Gründen spricht vieles dafür, *Normen* als konkrete Handlungsgebote oder -verbote zu verstehen und *Werte* als die übergeordneten Richtlinien.

Diese bilden sich dann heraus, wenn das Kind begreift, dass die von den Eltern gelernten Normen nicht schlechthin gültig sind: *Werte sind die Reaktion auf die Kontingenz moralischer Normen.*

Es ist daher auch kein Zufall, dass Werte eine relativ neue Erfindung sind. Stabile traditionelle Gesellschaften brauchen keine Werte, sie haben einfach unverrückbare Normen. Ein komplexeres Wertesystem braucht eine Gesellschaft erst dann, wenn die traditionellen Normen in Frage gestellt werden und nicht ohne weiteres durch andere zu ersetzen sind. Werte sind das Produkt einer räumlichen, zeitlichen und kulturellen Entgrenzung. Es überrascht daher nicht, dass der Begriff „Wert“ als zentraler Terminus erst Mitte des 19. Jahrhunderts auftaucht. Werte sind ein Produkt der Moderne. Und sie sind ein Ergebnis der Industrialisierung – nicht zufällig klingt im Wert der Warenwert an.

In die Philosophie wurde der Begriff „Wert“ von Hermann Lotze eingeführt. Lotze war Philosoph und Mediziner, er bindet Werte an Lust und Unlust. Die Vorstellung eines Wertes, der von niemandem geschätzt wird, ist für ihn absurd. Werte werden dementsprechend auch nicht erkannt, sondern gefühlt. Die Inhalte dieser Gefühle haben allerdings eine objektive Bedeutung, die darin gründet, dass sie in ein unveränderbares Wertesystem eingebunden und daher allgemein gültig sind.

Zwei philosophische Traditionen

Ihre große Zeit hatte die Wertephilosophie zwischen den beiden Weltkriegen. Auch das spricht für die These, dass Werte Erfindungen von Zeiten großer Verunsicherung sind. Die wichtigste Werteethik dieser Epoche stammt von Max Scheler. Scheler war Phänomenologe und zeitweise Katholik. Beides ist für das Verständnis seines Denkens wichtig und führt zu einer seltsamen Mischung aus katholischer Seinslehre und subjektiver Introspektion. Einerseits sind Werte für Scheler nicht an Erfahrung gebunden, sie sind ewig und objektiv. Das ist die katholische Seite der Wertemedaille. Als Phänomenologe betont Scheler allerdings – wie schon Lotze –, dass Werte nicht erschlossen, sondern gefühlt werden. Für ihn gibt es so etwas wie ein reines Fühlen, ein „Wertfühlen“, wie Scheler das nennt, das seine eigene Evidenz besitzt. Dass Fühlen immer auf Erfahrung beruht, irritiert Scheler dabei wenig.

Dieser *objektivistischen* Tradition steht eine *pragmatische* Schule gegenüber. Ihre wichtigsten Vertreter sind William James und John Dewey. Pragmatisch heißen diese Ansätze, weil sie – vereinfacht gesagt – die Bedeutung von Aussagen und Begriffen auf ihre Verwendung in der Sprache und ihre Funktion für das soziale Handeln zurückführen. Für James etwa beruhen Werte auf tatsächlichen physischen Ansprüchen. Sie sind Ausdruck der Tatsache, dass Lebewesen einen Zustand einem anderen vorziehen. Ohne physisches Empfinden keine Werte, ohne Lust und Unlust keine Ethik. Letztere ist somit eine rein empirische Angelegenheit. Werte lassen sich nicht begründen, sondern lediglich feststellen. Was wir Moral nennen, entsteht dann im sozialen Miteinander einer Gemeinschaft.

Dewey knüpft an diesen Gedanken an. Für ihn baut die soziale Ordnung nicht nur auf Regeln und Normen auf, sondern wirkt zugleich auf diese zurück. Werte unterliegen einem komplexen reziproken Prozess. Aus diesem Grund entfällt für Dewey die Unterscheidung von Zweck und Mittel ebenso wie die zwischen Werten und Tatsachen. Aus pragmatischer Sicht tun Menschen einfach Dinge, die sie für nützlich halten; dementsprechend kategorisieren sie ihre Welt in Kühe, Topfpflanzen, Kugelschreiber und Werte.

Haben Werte eigentlich einen Wert?

Damit könnte man die Sache auf sich beruhen lassen – wenn es nicht noch einen anderen, fundamentalen Einwand gäbe. Scheler, James und Dewey stimmen bei allen Unterschieden darin überein, dass Werte eine wünschenswerte Sache sind. Hier kann man natürlich auch anderer Meinung sein. Man könnte z. B. einwenden, dass das gesamte Gerede von Werten nichts anderes sei als ein Zeichen für den Verlust eines wahrhaft ethischen Bewusstseins. Man kann, mit anderen Worten, den Wert von Werten in Zweifel ziehen.

Mit gesellschaftskritischer Verve könnte man etwa behaupten, das penetrante Einklagen von Werten entspringe der Logik einer an naturwissenschaftlichem Denken und ökonomischer Rationalität orientierten Gesellschaft. Gesellschaftliche Normen würden dabei wie der Preis einer Ware ermittelt und unterlägen damit einem reinen Kosten-Nutzen-Kalkül. Moral verkäme hier zum Tauschwert. Wirklich ethisches Handeln sei hingegen bedingungslos. Die gesamte Wertedebatte entlarve sich als Ausdruck einer indivi-

dualistischen und hedonistischen liberalen Ideologie, die alles zur Verhandlungssache mache – vorausgesetzt, der Preis stimmt.

Der prominenteste Verfechter dieser gewitzten dialektischen Argumentation war Carl Schmitt, ein um die Ethik besorgter Staatsrechtler der Nazis. Nach dem Untergang des Tausendjährigen Reichs sah er in Anbetracht der Demokratisierung Deutschlands auch die letzten ethischen Dämme brechen und diagnostizierte angesichts des Siegeszugs liberaler, offener Gesellschaften angelsächsischen Vorbilds eine „Tyrannei der Werte“.

Das Beispiel Carl Schmitt macht deutlich, dass Werte nicht per se Folterinstrumente verstockter Konservativer zur Gängelung moderner, aufgeschlossener und freiheitsliebender Menschen sind. Im Gegenteil: Gerade die Verächter offener Gesellschaften verdächtigen den Liberalismus gerne der „Wertetyrannei“. Dabei ist es ganz amüsant zu beobachten, dass Wertefundamentalisten und Werteverächter mit denselben Argumenten operieren. Beiden geht es um den Erhalt einer tiefgründigen zeitlosen Moral, die Gefahr läuft, das Opfer einer oberflächlichen, modernen, libertären Lebenshaltung zu werden.

Anders als Wertefundamentalisten à la Scheler haben die Werteverächter Schmitt'scher Couleur begriffen, dass Werte tatsächlich keine starren und ewigen Tatsachen sind. Gerade darauf zielt jedoch ihre Kritik. Schmitt und seinen Anhängern ist klar, dass Werte immer zur Disposition gestellt werden müssen, damit moderne Gesellschaften flexibel auf die natürlichen oder sozialen Veränderungen ihrer Umwelt reagieren können. Ziel und Ursache ihrer Kritik sind daher eigentlich nicht die Werte. Im Kern geht es um etwas ganz anderes. Schmitt und seine Anhänger lehnen die Moderne ab – ihr Tempo, ihre Bewegung, ihre Veränderungen. Weil sie diese Moderne ablehnen, verwerfen sie die Strategien, die moderne Gesellschaften entwickelt haben, um ihr Miteinander so zu organisieren, dass es für die meisten Beteiligten halbwegs erträglich ist. Was Schmitt und seinen Jüngern vorschwebt, ist eine Art ethische Planwirtschaft im Namen einer höheren Wahrheit. Traurig nur, dass die ethische Planwirtschaft genauso scheitern würde wie die ökonomische. Gesellschaften konstituieren und definieren sich über den Handel: den Handel mit Schweinehälften, mit Notebooks, Dosentomaten und auch mit Werten.

Ein pragmatisches Plädoyer

Weil das so ist, tun wird gut daran, unsere Wertediskussion besser an liberalen Pragmatikern wie James und Dewey zu orientieren als an Fundamentalisten wie Scheler oder Schmitt. Von James und Dewey können wir lernen, dass auch Werte ein Wert sind. Die Frage ist daher nicht, ob es Werte gibt, wie sie aussehen und wie wir sie erkennen können, sondern: Sind sie nützlich, helfen sie einem Gemeinwesen weiter oder brauchen wir sie am Ende gar nicht?

Vielleicht sollten wir Werte einfach als ethische Platzhalter verstehen, als Katalysatoren der Kommunikation mittels derer Mitglieder pluralistischer Gesellschaften ethische Fragen aushandeln. Für homogene, archaische Gemeinschaften reicht ein Bündel von Normen. Heterogene, moderne Gesellschaften brauchen jedoch Werte, um ihre Regeln permanent zur Diskussion und zur Disposition zu stellen und sich so ihrer ethischen Grundlagen zu versichern. Der Ort, an dem das geschieht, sind Medien, also Mythen, Lieder, Romane oder die modernen Massenmedien. Norbert Bolz hat in seinem Vortrag¹ auf die Rolle der *Lindenstraße* und des *Tatorts* für das bundesdeutsche Werteverständnis hingewiesen. Allerdings sollte man die Macht der Medien nicht überschätzen: Was Schiller und Sartre mit Theaterstücken nicht gelang, wird auch Geißendorfer nicht gelingen: die Erziehung des Menschengeschlechts. Die *Lindenstraße* schafft keine Werte, sie stellt sie dar und trägt so bestenfalls zu dem Gespräch über sie bei.

Werte sind einfach nützlich. Sie sind eine Form der Sprachregelung in komplexen Gesellschaften, die keine gemeinsame Sprache mehr haben. Aus diesem Grund ähneln sich die meisten Werte in ihrer Grundtendenz, da sie nicht ihre eigenen Voraussetzungen untergraben dürfen. Werte, die Verständigung, Miteinander und Kommunikation in Frage stellen, sind als Werte auf Dauer nicht haltbar und degenerieren bestenfalls zu rigiden Normen. Werte sind auf Kommunikation angelegt – und ein wesentlicher Teil der Kommunikation moderner Gesellschaften läuft über die Massenmedien. Massenmedien und Werte sind daher immer miteinander verbunden und aufeinander bezogen: Medien sind der Ort, an dem Werte erst entstehen.

Anmerkung:

1

Vgl. www.fsf.de
Vortrag bei der Tagung
„Gute Werte, schlechte
Werte“

Dr. Alexander Grau forscht über die Theoriebildung in der Philosophie und arbeitet als freier Autor und Lektor.

